

(Nachdruck verboten.)

## Arbeit

16)

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Niemand antwortete, kein Ton kam aus der dichten Finsternis der Treppe. Und im schwachen Licht der Petroleumlampe, das aus der geöffneten Thür auf den Treppenabsatz fiel, sah man nur Nanet, der hier auf Vorposten zu stehen schien.

„Ah, da bist Du ja, Du Laugenichts!“ schrie Nagu. „Was machst Du da, he?“

Der Knabe verlor die Fassung nicht, wich nicht einmal zurück. Seine kleine Gestalt aufrichtend, antwortete er tapfer.

„Ich habe zugehört, um zu wissen, was geschieht.“

„Und wo ist Deine Schwester? Warum antwortet sie nicht, wenn man sie ruft?“

Die Schwester war oben auf der Treppe mit mir. Aber wie sie Dich kommen gehört hat, hat sie Furcht gekriegt, daß Du heraufkommst und sie schlägst, und da ist sie lieber hinuntergegangen, damit sie fortlaufen kann, wenn Du böse bist.“

Nagu lachte. Die Dreistigkeit des Knaben belustigte ihn.

„Du hast also keine Furcht?“

„Wenn Du mich anrührst, schrei' ich so stark, daß meine Schwester mich hört und fortlaufen kann.“

Vollkommen besänftigt, beugte der Mann sich über die Treppe und rief wieder:

„Josine! Josine! So komm doch und sei nicht dumm. Du weißt doch, daß ich Dich nicht umbringen werde.“

Wieder folgte tiefes Schweigen, nichts rührte sich, kein Laut kam aus der Finsternis. Lucas, dessen Anwesenheit nicht mehr nötig war, nahm Abschied, indem er die Loupe grüßte, die mit zusammengedrückten Lippen kurz zurücknickte. Die Kinder waren wieder eingeschlafen. Der alte Nagu hatte sich, die erkaltete Pfeife im Munde, die Hände entfangend zu dem Zimmer hingeschleppt, in welchem er schlief. Und Bonnaire, der schweigend auf einem Stuhle saß und seinen Blick in Gedanken versunken, in die Leere des arbeitsigen Raums richtete, wartete nur die Entfernung der andren ab, um sich ebenfalls an der Seite seiner schrecklichen Frau zur Ruhe zu begeben.

„Nur Mut, mein Freund! Auf Wiedersehen!“ sagte Lucas, ihm kräftig die Hand drückend.

Auf dem Treppenabsatz rief Nagu noch immer, jetzt mit einem bitteren Ton in der Stimme:

„Josine! So komm doch, Josine! Wenn ich Dir sage, daß ich nicht mehr böse bin!“

Und da die Finsternis stumm blieb, wendete er sich zu Nanet, der sich nicht einmengte und seine große Schwester nach ihrem Gefallen handeln ließ.

„Sie ist vielleicht fortgegangen.“

O nein, wohin hätte sie gehen sollen? Sie muß unten auf der Treppe sitzen.“

Lucas stieg die schmalen und hohen Stufen hinunter, sich an dem fettigen Strich haltend und vorsichtig mit den Füßen tastend, um nicht in der tiefen Finsternis die steile Treppe hinunterzufallen. Es schien ihm, als stiege er auf einer schmalen Leiter zwischen zwei feuchten Mauern in einen Abgrund hinab. Und je weiter er hinunterkam, desto deutlicher glaubte er ein erstarrtes Schluchzen zu hören, das aus der dunklen Tiefe heraufdrang.

Von oben rief wieder die Stimme Nagus in entschlossenem Tone:

„Josine! Josine! Wenn Du nicht heraufkommst, so muß ich Dich wohl holen!“

Da blieb Lucas stehen, denn er hörte einen leichten Atem näher kommen. Etwas Lindes, Warmes schien heraufzusteigen, leise, kaum hörbar, zitternd. Er drückte sich gegen die Wand, denn er erriet, daß ein armes Geschöpf vorüberkommen werde, unsichtbar, bloß erkennbar am leisen Vorbeistreichen ihres Körpers.

„Ich bin es, Josine!“ sagte er leise, damit sie nicht erschrecke.

Der leichte Atem kam immer näher, und keine Antwort

folgte. Aber mit kaum fühlbarer Berührung streifte das unglückliche, unsichtbare Geschöpf an ihm vorüber. Und eine kleine, fieberische Hand erfaßte die seinige, ein brennender Mund drückte sich auf seine Hand und küßte sie heiß und innig, in unendlicher Dankbarkeit, in einer Hingabe ihres ganzen Wesens. Sie dankte ihm, sie gab sich ihm, ungeschrien, verhüllt, in süßer Kindlichkeit. Kein Wort wurde gewechselt, nichts als dieser von heißen Thränen benetzte Kuß in der Finsternis.

Der leichte Atem war vorüber, die lustige Gestalt stieg weiter. Und Lucas stand tieferschüttelt, im Zimmerien ergriffen von dieser traumhaften Berührung. Denn der Kuß dieses unsichtbaren Mundes war ihm ins Herz gedrungen, ein süßer, starker Schauer war durch seine Adern gerollt. Er wollte sich überreden, daß er lediglich froh sei, es durchgeföhrt zu haben, daß Josine für diese Nacht ein Obdach gefunden hatte. Aber warum hatte sie geweint, auf der letzten Stufe an der Thürschwelle sitzend? Warum hatte sie so lange auf die Nase des Mannes oben nicht geantwortet, der sie wieder bei sich aufnahm? Hatte sie um etwas Verlorenes geschluchzt, verzweifelt einen unerfüllbaren Traum beweint, ehe sie sich endlich entschloß, hinaufzugehen und das Leben wieder aufzunehmen, zu dem sie verdammt war?

Von oben ließ sich die Stimme Nagus ein letztes Mal vernehmen.

„Ah, da bist Du ja, es war schon Zeit! So komm schlafen, Du dummes Mädel, ich bring' Dich heute noch nicht um.“

Und Lucas eilte fort, so tief und unglücklich, daß er versuchte, die Ursache der schrecklichen Bitterkeit zu ergründen, die ihn erfüllte. Während er mit Mühe seinen Weg in dem dunkeln Gewirre der schnurigen Gassen St-Beauclairs fand, dachte er über die letzten Ereignisse nach und fühlte brennendes Mitleid mit dem armen Kinde. Sie war das Opfer ihrer Verhältnisse, sie hätte sich nie diesem Nagu ergeben, wäre sie nicht von dem Elend ihrer Klasse erdrückt, verderbt worden. Wie tief mußte der Boden der Menschheit umgepflügt werden, damit die Arbeit wieder zur Ehre und zur Freude werde, damit die starke, gesunde Liebe ausblühen könne aus der herrlichen Ausfaat der Wahrheit und Gerechtigkeit!

Mittlerweile war es allerdings das Beste, daß das unglückliche Mädchen bei Nagu blieb, wenn dieser sie nicht zu sehr mißhandelte. Der heftige Wind hatte aufgehört, und am Himmel erschienen einzelne Sterne inmitten der dunkeln, jetzt unbeweglichen Wolken. Aber wie finster war die Nacht und in welch unendliche Traurigkeit hüllte die Dunkelheit das Herz!

Plötzlich sah sich Lucas am Ufer der Mionne, nahe der Holzbrücke. Ihm gegenüber lag die Hölle in unaufhörlicher fassender Arbeit; man hörte den hellen Doppelschlag der Schnellhämmer, durch welchen die tieferen Schläge der Quetschhämmer drangen. Ein feuriges Aufschäumen erhellte manchmal die Nacht, bleiche Rauchwolken hingen gleich einem Gewitterhimmel im Strahlenkreis der Bogenlampen. Diese nächtliche Thätigkeit des Ungehens, dessen Deseu nie erloschen, brachte ihm wieder das Bild der mörderischen Arbeit vor Augen, die den Menschen aufgezwungen wurde wie in einer Galeere, um ihnen mit Mißtrauen und Geringschätzung vergolten zu werden. Er sah die kraftvolle Gestalt Bonnaires, sah ihn, wie er ihn eben verlassen hatte, in dem düsteren Zimmer sitzend, gebrochen wie nach einer Niederlage, mit dem drohenden Gespenst einer ungewissen Zukunft vor der Seele. Dann tauchte ohne Uebergang eine andre Erinnerung dieses Abends auf, das undeutliche Profil Langes, des Löpfers, wie er mit Leidenschaft eines Propheten seine Verwünschung hinausrief, die Zerstörung Beauclairs unter der Last seiner Sünden verkündete. Aber um diese Stunde lag das bezwungene Beauclair im Schlafe, eine dunkle, wirre Masse, aus der nicht ein Licht herüberleuchtete. Nichts war wach ringsum als die Hölle mit ihrem nie rastenden Feuer, durch deren Inneres unablässige Donner rollten, deren ewig lodrende Flammen die Menschenleben verzehrten.

Eine ferne Uhr schlug Mitternacht in der Finsternis. Lucas überschritt die Brücke und ging die Straße nach Vrias

hinab, um in die Crèche heimzulehren, wo sein Bett ihn erwartete.

Kurz ehe er sie erreichte, erhellte plötzlich ein starker Schein die ganze Gegend, die beiden Hänge der Monts Bleues, die schlafenden Dächer der Stadt, bis hinaus in die endlose Fläche der Roumagne. Auf der Berglehne fand abermals ein Abstieg des Hochofens statt, dessen Profil sich schwarz abhob, wie in einer Feuersbrunst. Lucas hatte den Blick erhoben, und wieder schien es ihm, als sähe er eine Morgenröte, den Sonnenanfang der neuen Menschheit, die er erträumte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

97)

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Doktor Santinger verbeugte sich gegen den Star, nach dem sich jetzt auch die übrige Gesellschaft hinwandte. Der berühmte Mann grüßte über den kleinen Raum hinüber Doktor Raschel, indem er ihm etwas wie eine Kuhhand zuwarf, und sagte:

„Sehr interessant, Herr Doktor. Wirklich, sehr interessant. Es hat Eindruck auf mich gemacht.“

Jetzt lehnte sich Doktor Santinger in seinem niedrigen Polsterstuhl bequem zurück, wischte sich den Schweiß von seiner zurückliegenden kleinen Stirn und sprach weiter. Er werde den Herrschaften nur den zweiten und dritten Akt vorzulesen die Freiheit haben. Die Einrichtung sei so zu verstehen, daß jedem Akte unter Tanzbegleitung ein lebendes Bild aus dem Alten Testamente vorausgehe und eines aus dem Neuen Testamente folge. Man solle sich heute nur recht lebhaft die Aufführung vorstellen. Am Kronprinzen-Theater — das stehe schon ganz fest — werde das eigentliche Theaterstück durch den gewöhnlichen schönen Vorhang markiert werden, die Bilder aus dem Alten Testament durch einen blutroten, die aus dem Neuen Testament durch einen schneeweißen Vorhang. Das sei symbolisch. Und wegen der lebenden Bilder habe das Ganze die Bezeichnung „Mysterium“ erhalten. Am 31. Oktober oder am 10. Novembar, an einem der Luthertage, werde die erste Aufführung stattfinden, das stehe schon ganz fest. Einer der berühmtesten Dichter Deutschlands werde den Prolog verfassen; er sei in diesem Saal gegenwärtig. Die Zuhörer dürften heute niemals vergessen, daß es sich um ein Mysterium handle, daß also, wie in der Kirche, die Andacht da anfangen müsse, wo das Verständnis aufhöre.

Alles war still. Nur die Kiech flüsterte ihrer Nachbarin einer bildschönen, neuengagierten Schauspielerin, etwas laut zu: „Wenn's nur 'mal was andres ist.“ Dann griff Santinger nach dem dicken Manuskript, suchte eine Weile darin herum und begann mit seiner hohen, unruhigen Stimme die eigentliche Vorlesung.

Bohrmann war aufs äußerste gespannt. Die Mitteilung, daß dem zweiten Akte als lebendes Bild „Joseph am Hofe des Pharao“ vorausgehen und dazu die Weiber des Pharao einen feierlichen Reigen tanzen sollten, nahm er ruhig auf. Warum sollte seine Poesie nicht durch solche edle Künste noch gehoben werden? Jetzt aber mußten seine Verse kommen. Er hatte im zweiten Akte drei große Auftritte vereinigt: die gründliche Unterredung, in welcher der König Salomo die Hirtin Sulamith überredet, seine Gattin zu werden, die ebenbürtige Scene, in welcher Sulamith von ihrem Freunde Abschied nimmt, und endlich die rührenden Klagen des Hirtenknaben über die Untreue der Geliebten. Bohrmann verhehlte sich nicht, daß gerade die Einfachheit, ja Kindlichkeit der Handlung wohl Veranlassung gegeben haben konnte, das Ganze ein Oratorium oder ein Mysterium zu nennen.

Wie erschraf er aber, als er schon nach wenigen Minuten erkennen mußte, daß der Bearbeiter des „Hohen Liedes“ nicht allein die Reden in einer geradezu barbarischen Art gekürzt und Vers für Vers geändert, sondern auch ihren Sinn in einer schrecklichen, ja geradezu unzüchtigen Weise entstellt hatte. Die Ueberredung des Hirtenmädchens hatte in Bohrmanns sauberm Manuskript genau siebenundzwanzig Seiten ausgefüllt. Das machte bei fünfundzwanzig Zeilen auf jeder Seite — Bohrmann hatte mit den Jahren sich gut im Rechnen geübt, wenn das auf dem Seminar auch sein schwacher Punkt gewesen war — sechshundertfünfundsiebzig Versen. In der Bearbeitung war Doktor Santinger mit dem

schönen Teil ausgekommen. Bohrmann hätte dazwischenschreien mögen: „Das ist ja falsch! Da sind ja wichtige Gedankenglieder übersprungen.“

Wenn die Verse noch wenigstens unverändert geblieben wären!

Saum den vierten oder fünften Teil seines Stücks hatte der Bearbeiter stehen lassen, und das Erhaltene hatte er durchaus geändert, es vergiftet mit Erinnerungen an orientalische Unthaten der Gegenwart, an lästerliche Paschas, an Sklavenhalterei, an Frauenbetrug, ja selbst Eunuchen wurden genannt. Um Gottes willen! So behandelt man doch nicht einen biblischen Stoff! Das war sein Stück nicht mehr!

Bohrmann blickte ratlos nach Mascha hinüber und bemerkte mit neuem Entsetzen, daß der Kaiser Nero mit ihren Fingern spielte, als ob er die Zuchtlosigkeit im Harem des Judenthums hätte mimisch darstellen wollen.

Daß Mascha diese Verührung gar nicht bemerkte, das hätte er ihr verziehen. Es war so etwas Geistiges in Mascha! Daß sie aber auf die Vorlesung seines mißhandelten Stücks gar nicht zu achten schien, daß sie zerstreut war, das schmerzte ihn.

Nach der Angabe Doktor Santingers sollte dieser Akt mit einem lebenden Bilde des verlorenen Sohns „im Weibehause“ beschlossen werden. Das Mysterium bestehe darin, daß die unzähligen Weiber Salomos durch einen Tanz der Dirnen wieder in Erinnerung gebracht würden. Ein Tanz von Dirnen sei wohl sonst auf der Bühne unzulässig; in einem Mysterium aber werde es wohl — auch nach der Meinung des Herrn v. Dahlem — gestattet werden.

Ein beifälliges Gemurmel folgte, und der berühmte Dichter sagte wieder, es sei sehr interessant.

Zum dritten Akte gab Doktor Santinger die Erklärung, er werde durch einen Siegestanz der Deborah zu dem lebenden Bilde eines jüdischen Heerlagers eingefleitet werden. Dann hätte eigentlich Bohrmanns dritter Akt kommen müssen, von dem der Lehrer sich eine tiefe sittliche Wirkung versprochen hatte. Die Königin von Saba trat auf und teilte ihrer Vertrauten — die eben von Fräulein Reymond gespielt werden sollte — mit, daß sie aus dem fernen Saba nach Jerusalem gekommen sei, um durch ihre in Arabien gerühmte Schönheit, durch die Reichthümer ihres Landes und durch ihren Wis den jüdischen König seinem Gotte Jehovah zu entfremden. Der ganze Akt bestand darauf nur noch aus einer Unterhaltung zwischen der Königin und dem König und endigte damit, daß die Königin von Saba sich vor dem gottesfürchtigen Hirtenmädchen demüthigte, um mit Hilfe des unschuldigen Kindes ihre Zwecke besser erreichen zu können. Hier war etwas mehr vom ursprünglichen Texte stehen geblieben, aber dafür war Zeile für Zeile in der unschädllichsten Weise geändert worden. Und selbst neue Personen und neue Auftritte einzulegen, hatte sich der Bearbeiter nicht gescheut. Als die Königin von Saba sich gegen das Ende hin vor zwei Nebstweibern die Bewohnheiten Salomos erklären ließ, sich näher beim Hirtenmädchen damit einschmeichelte, daß sie Liebestränke lehren könnte, und als dann ganz unvermittelt die frommen Schlussworte der Sulamith, die er sich in ganz anderem Zusammenhange gedacht hatte, folgten, da verlor Bohrmann gänzlich seine Fassung.

Er hörte nur noch, daß Doktor Santinger von der Entscheidung des Täufers sprach, deren Darstellung mit einem frechen Tanz der Herodias den Akt beschließen sollte. Dann brach ein lebhafter Beifall los, und Bohrmann blickte verstört um sich.

Alles war aufgestanden, und Doktor Santinger hier, Doktor Raschel dort wurden umdrängt und mit Glückwünschen bedacht. Daß Santinger der Bearbeiter sei, schien man als bekannt oder als selbstverständlich vorauszusetzen; vom Dichter der zu Grunde liegenden „Skizze“ war nicht die Rede.

Santinger nahm in seiner aufgeregten Weise jedes Lob mit verlegenem Händereiben hin und redete etwas von einem Dank, den er seinen Mitarbeitern schulde, nicht nur dem genialen Doktor Raschel.

Doktor Raschel sprach selbstbewußter. Er interessierte sich nun einmal für das Kronprinzen-Theater. Man könne heutzutage recht gut die reinsten Kunstforschungen mit einem praktischen Blick verbinden. Heutzutage müsse man mehr als je den Zeitgeist verstehen und vor allem dem Publikum das ewig Schöne in einem ganz neuen Gewande entgegenbringen. Doktor Santinger gebühre allein der Ruhm und der Erfolg. Doktor Raschel sei nur der Kritiker.

Bohrmann vernahm das alles, weil er sich da und dort

in die Gruppe eindrängte. So stieß er auch auf Hilbe und Konrad, die miteinander lachten.

Bohrmann sah seinen Freund hart an der Hand.

„Was soll ich thun?“ fragte er mit unterdrücktem Grimm.

„Was ist denn?“ fragte Konrad ganz erstaunt, und Bohrmann berichtete ihm mit steigender Aufregung den Sachverhalt.

„Sei froh, daß Du für den alten Ladenhüter überhaupt was gekriegt hast,“ sagte Konrad. „Mit Deinem König Salomo hättest Du keinen Hund hinter dem Ofen hervorgeholt. Wenn die Bande wirklich was damit macht, so macht sie's mit den Tänzerinnen. Ich habe von den bloßen Titeln der Tänze einen Niesendurst bekommen. Das ist ein gutes Zeichen.“

Alle sprachen durcheinander, niemand kümmerte sich um Bohrmann, und so stieg in ihm der Wunsch auf, von sich zu reden, seinen Namen zu hören, seinen Anteil anerkannt zu wissen. Er trat mit mahnenden Augen vor Doktor Hantinger hin, aber der sah ihn gar nicht an. Er stellte sich drohend Mascha gegenüber, aber sie nickte ihm zerstreut und freundlich zu.

Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter.

„Ist Ihnen was, Herr Clausing?“ fragte Frau Kieß herzlich. „Sie sehen ganz misepetrig aus.“

Die Gäste wurden von Herrn Lose eingeladen, ihm in den Salon zu folgen und dort die geklabten Eindrücke freundlich auszutauschen. Man erwartete zu der bescheidenen Mahlzeit noch weitere Gäste.

Die Herren und Damen fanden es im Boudoir fürchtbar gemütlich und wollten gar nicht gehen. Mascha mußte lachend einen nach dem andren hinaustreiben. Dradlin versteckte sich im Scherz hinter einen japanischen Ofenschirm und mußte von da mit scheinbarer Gewalt fortgeholt werden.

Es handelte sich um eine Ueberraschung, erklärte der eingeweihte Vetter den Intimen des Hauses. Für die Vorlesung sei Mascha schwarz und hoch gekleidet gewesen. So an der Tafel zu erscheinen, wäre ein Verstoß gegen die gute Sitte, den Maschalinen sich niemals zu Schulden kommen lassen würde. Und das neue Kleid sei noch gar nicht anprobiert, es sei erst während der Vorlesung abgeliefert worden. Das Boudoir stoße an Maschas Schlaf- und Ankleidezimmer.

Der Assessor half die Gäste unter Lachen hinaustreiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Bei Björnson.

Lindau sandte mir eine Einladung, in der er mich bat, mit Björnson zusammen bei ihm zu speisen, da der Dichter mir einiges über „Paul Lange und Tora Parsberg“ sagen wolle. Das Stück sei hier und da mißverstanden worden, selbst von Georg Brandes, und Björnson möchte nun selbst seine Intentionen darlegen, damit sich die Mißverständnisse nicht wie eine ewige Krankheit fortzuschleppen. Daß mir die Einladung eine Freude war, brauche ich keinem zu sagen, der einmal mit dem Dichter zusammen war oder besser: keinem, der ihn aus seinen Werken kennt, wirklich kennt und versteht. Außer dem Gastgeber und einer nahen Verwandten waren nur Björnson, seine Frau und seine Tochter anwesend. Während das Gespräch nun hin- und herüber flog, erzählte der Dichter dann und wann von seiner Dichtung. Ich werde wiedergeben, was mir im Gedächtnis geblieben ist, wobei ich glaube garantieren zu dürfen, daß ich die Hauptsache richtig treffe. Für den Wortlaut und derartige Kleinigkeiten kann ich natürlich nicht einstehen, da ich ja zu einem Mittagessen und nicht zu einem Interview gekommen war.

Björnson ist ein in Deutschland mit Recht gefeierter Dichter und so sei es mir gestattet, in einigen Worten den menschlichen Eindruck zu schildern, den ich von ihm erhalten habe. Vielleicht wird der Kenner seiner Dichtungen finden, daß der menschliche Eindruck in seiner Art auch ein Kommentar ist. Ich fand Björnson frischer und wohlher, als da ich vor seiner Reise nach Paris hier in Berlin mit ihm zusammen war. Nicht daß er lebhafter im Gespräch gewesen wäre (lebhaft war er auch damals), aber er war lebhaft, ohne daß man die Erschöpfung fürchtete, die ihm seine Lebhaftigkeit verursachen könnte.

Bei einem Freund in meiner nordschleswigschen Heimat (wo ja die Volkssprache dänisch ist) steht im Arbeitszimmer eine Büste Björnsons. Ich weiß nicht, von wem sie ist, glaube aber, sie treu in der Erinnerung zu haben. Ein mächtiger Kopf, der streng, unerbittlich, läßt ins Zimmer blickt, ein Mann des Kampfs, der Idee, der Agitation, des Radikalismus; ein aggressives vulkanisches Temperament; ein Mensch, der sich zornig erhebt, wenn in sein Revier ein Unglücksurum hineingerät, der nicht hineingeht. Die Bilder, die ich kenne, atmen denselben Geist und dieser Geist lebt auch in seinem Wesen. Es ist dieser Geist, der ihn treibt, sich

mit ewig frischem Jugendmut in die Händel dieser bösen Welt zu mischen, ohne philiströse Besorgnisse um seine „dichterische Objektivität“ und derartige Karitäten. Im Gespräch merkt man diese Seite seines Wesens, wenn er erregt wird und die Augen durch die Brillengläser blitzen, daß selbst die Gläser zu blitzen scheinen. Es ist indessen nur eine Seite des Manns. In der Ruhe ist er so mild und gut und verzeihend, wie etwa ein stiller Superintendent meiner Heimat. Dann blüht sein Wesen nicht mehr; dann geht väterliches Vertrauen davon aus. Dann ist die Flamme, die in ihm ist, zu ruhigem Schein geworden. Dann ist er gläubig und naiv wie ein Kind. Eine harte Kampfnatur und naiver Kindesinn, das scheinen nicht mir, das sind für sich betrachtet, Widersprüche. Wo ist die Synthese? In welcher Harmonie heben sie sich in Björnsons Wesen auf? Im Glauben, im reinen Glauben an die Idee. Der Glaube an das Gute macht ihn so mild und menschlich fromm und der Glaube lobert in ihm wie eine heiße Flamme und macht ihn zum harten unerbittlichen Streiter. Ein dänischer Kritiker hat diese doppelte (und doch ganze) Natur unvergleichlich zum Ausdruck gebracht. Ich habe das Wort schon früher citiert; aber man darf es zweimal brauchen, ohne daß es ermüdet. Er hat, sagt der Däne, zwei Vären in seinem Namen (Vjörn — Vjörn), aber zwischen beiden leuchtet ein milder Stern.

Und nun zu der Dichtung. Es wird notwendig sein, sie in kurzen Worten im Gedächtnis der Leser zu beleben, um Björnsons Worten einen Hintergrund zu geben. Paul Lange, der eigentliche Held, ist Staatsminister. Er legt sein Amt nieder und steht eben im Begriff zu gehen, wie man in der Politik so häufig „geht“ — um wiederzukommen, wenn die Zeit seinen freizeitlichen Ideen entgegenereift ist. Majestät wünscht, daß er noch vor seinem Scheiden den Chef des Ministeriums gegen ein Mißtrauensvotum schützen soll, das in der Kammer gegen ihn eingebracht werden soll. Da er das Ministerium verläßt, ist seine Unabgängigkeit über jeden Zweifel erhoben und seine Worte müssen Eindruck machen. Paul Lange kann sich nicht entschließen und giebt eine ausweichende Antwort. In diese Situation kommt ein radikaler Politiker, der den Chef unter allen Umständen beseitigen will, da er unzuverlässig und intrigant sei. Der Staatsminister wendet ein, daß der Mensch doch mehr sei als seine Fehler, läßt sich aber von der bewußten unerbittlichen Politik des andren fortreißen und verspricht, den Chef nicht zu stützen. Dasselbe Versprechen giebt er dem Präsidenten des Storting und ist damit zweimal gebunden. Nun erscheint Tora Parsberg in seinem Hotel, das stolze, schöne, aristokratische Weib, das er liebt. Sie sagt mit ihrem selbstbewußten Wesen seinen Mut und sein Vertrauen an und macht ihn stark genug, seine eigne Meinung den Parteipolitikern gegenüber zu behaupten — und Paul Langes Meinung geht ja dahin, daß der Chef — trotz allem — Unterstützung verdient. Also unterstützt er ihn wirklich im Storting. Nun ist er in den Parteikampf hineingeraten, der bekanntlich nicht mit sich spaßen läßt. Die Zeitungen nennen ihn „Verräter“ und drucken aus früherer Zeit Briefe ab, in denen er sich unter andren Umständen sehr herb über seinen Chef äußert; man meidet ihn, als wenn er über Nacht von Ausmaß befallen wäre und als nun gar bekannt wird, daß er den Gesandtschaftsposten in London bekommt, bringt man das mit seiner Verteidigung in einen kausalen Zusammenhang und tausendstimmig gelst der Schrei „Lump“ gen Himmel. Paul Lange fühlt sich feige, geschändet, beispieen, der Verachtung preisgegeben und in diese niedrige Existenz will er die strahlende, stolze Tora nicht hineinbringen. Seine Exzellenz der Herr Staatsminister geht in ein Nebenzimmer und schießt sich eine Kugel durch den Kopf.

Wenn man die Dichtung als politisches Drama auffaßt, ist man sofort den schwersten Mißverständnissen ausgesetzt. Es ist eine psychologische Tragödie und als solche ist sie sehr tief, sehr wahr, sehr erschütternd. Der Gegensatz heißt nicht „Paul Lange (Individualität) und Parteigeist“, sondern, wie der Titel schon andeutet, Paul Lange und Tora Parsberg. Die Politik ist Milieu, nicht Motiv. Im Gegensatz zwischen dem Helden und dem glänzenden Weib, das er liebt, liegt der Schlüssel zum Verständnis. Ein politischer Held, der ein zweifaches Wort nicht aus politischen, sondern aus psychologischen Gründen bricht, wäre ein sonderbarer Held. Was aber dem Politiker Lange genommen wird, das kommt der tief erfahrene Menschenmatur zu gute.

Im Privatleben, sagte Björnson, schätzen wir die feinen, aber schwachen Charaktere. Es sind nicht die schlechtesten Menschen, die trinken. Sind es keine Seelen, schätzen wir sie, sind milde, verzeihen und suchen zu retten, was zu retten ist. In der Öffentlichkeit thun wir das nicht. Da treten wir nieder, zertreten, zerstören. Die ganze Mahnung des Dramas läßt sich auf die einfache Formel bringen: Seid gut! Die Frommen wollen das Reich Gottes mehren. Ich wollte durch diese Dichtung für das Reich der Güte einige Menschen gewinnen. Feine Naturen hervorzubringen, ist der Sinn der Kultur. Paul Lange ist eine feine Natur, aber schwach. Er ist von unten heraufgelommen, (ein Emporkömmling im guten Sinne des Worts); er ist zu viel getreten worden, trägt zu viele Binden, um frei und stolz zu sein. Sein Gegenbild ist Tora Parsberg, die von oben kommt und den unbedimmten Stolz mit sich bringt. Ich glaube nicht an die Initiative des Weibes, aber ich glaube an ihre Hilfe. Eine ganze Reihe von

Fragen können wir ohne sie nicht lösen. Tora sollte Paul Lange helfen. Als er aber in den rasenden Parteikampf hineinkommt, packt ihn die Schwäche. Er, der von unten kommt, fühlt sich wieder unten und getreten. In diese Existenz will er das stolze Weib, das er liebt, nicht hineinbringen. Finden Sie nicht, daß gerade das ein feiner psychologischer Zug ist?

Ich sagte: „Ja“ und dachte: es ist ein erschütternder Zug. Er hatte die Scham feiner Naturen, dieser Paul Lange. Er war schwach, aber auch fein. Er wollte nicht beschmutzen.

Im Schicksal Paul Langes reißt sich ein psychologisches Moment unerbittlich an das andre. Er muß so notwendig sterben, wie zweimal zwei vier ist. Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, sein Held stürbe an einigen Zeitungsartikeln, ein Vorwurf, der meines Erachtens ebenso geistreich ist, als wenn man von Ewert Löbberg (in „Hedda Gabler“) sagt, er stürbe an einer durchbunzelten Nacht. Paul Lange geht nicht an „einigen Zeitungsartikeln“ zu Grunde, sondern an den inneren Bedingungen seiner Natur, die in der Dichtung in aller Klarheit enthüllt sind. Es stürmen natürlich nicht nur Zeitungsartikel auf ihn ein, meinte Björnson, es giebt da auch andre Momente. Aber das Drama gestattet nicht, alle zu berücksichtigen. Darum habe ich das eine herausgegriffen.

Einmal im Gespräch wurde der Dichter sehr ernst. Sehen Sie, meinte er, ich habe auch einmal ähnlich geurteilt wie diejenigen, die Paul Lange gerichtet haben. Ja, das habe ich. — Und ich verstand mit einemmal, warum gerade diese Dichtung ihm so nahe steht — näher als selbst „Ueber unsre Kraft“.

Das Gespräch zwischen dem Dichter und mir wurde, wie ich um der Gewissenhaftigkeit willen hinzufügen will, norwegisch geführt. Ich glaube aber nicht, daß Björnson meine Uebersetzung beanstanden wird. Uebrigens möchte ich das Mißverständnis nicht ankommen lassen, als ob ich in diesen Zeilen dem Dichter meine ästhetische Verurtheilung gefangen gegeben hätte — das darf meines Erachtens ein Kritiker nie. Als das Stück vor etwa drei Jahren erschien, habe ich bereits (in der Hauptsache) dieselbe Auffassung in einem Berliner Blatt vertreten. Wenn man mir vorwirft, daß ich mir damit selbst ein gutes Zeugnis ausstelle, so stelle ich, scheint mir, doch dem Dichter ein noch besseres aus — das nämlich, daß seine Intentionen in der Dichtung klar und ergreifend zum Ausdruck gekommen sind. —  
Erich Schlaikjer.

### Musik.

Wie wenig meistens das Anhören von Konzerten unserem Publikum aus einem inneren Drange kommt, erfieht man auch aus dem konventionellen Aufspüren der sogenannten Saison. Die meistberufenen Konzerte sind mit Anfang und Ende April abgechnappt, die „Philharmoniker“ sind auf ferne Weideplätze gegangen, und das — noch nicht einmal um die „oberen Zehntausend“ verminderte — Gesamtpublikum verlangt kaum nach einem Ersatz. Die relativ wenigen, absolut genommen ziemlich vielen Konzerte von jetzt nähern sich immer mehr dem Bier-Charakter, der zoologischen Gartenluft. Trotzdem giebt es auch unter ihnen noch schwer-ernste Abende. So stellte in der letzten Woche die Sopranistin Grace Forbes aus London an den Kritiker insofern starke Anforderungen, als sie in ihren Vorzügen und Nachteilen extreme Gegensätze vereiniget. Die mittleren und hohen Töne haben — gleich einer unruhigen Flamme — meist etwas so Flackerndes und Zitterndes, daß einem das Anhören bald beinahe unerträglich wird. Die höchsten Töne jedoch, etwa vom  $as^2$  an, sind auffallend ruhig und wohlgebildet, frei und amnütend. Im übrigen haben alle Töne die Vorzüge einer Geschmeidigkeit usw., sind aber gar sehr dünn und allzu hell und allzu „ungefättigt“. Wenn wir den Vortrag von Schuberts „Forelle“ mit dem vergleichen, was noch vor kurzen Frau Prof. Schmidt-Roehne mit diesem Lied geleistet hat, so wird einem das Piepsige und Keuferliche des Gesanges von Fäulein Forbes recht unsympathisch. Dagegen ist sie mit hohen Coloraturen und dann auch mit prächtigen Unterhaltungssachen wie z. B. einer Villanelle (etwa — ländliches Liedchen) ganz in ihrem Element. — Dem mitwirkenden Geiger Otto Spanner (auch aus London) gegenüber handelte es sich um den bekannteren schweren kritischen Stand, daß man alles zur Kunst Nötige als anwesend konstatieren kann und nur eine anscheinende Kleinigkeit vermissen muß: den göttlichen Funken. Den hat Herr Spanner nun eben nicht; sonst aber hat er alles, was man hier braucht.

Auch das letzte Konzert des mit immer frischen Novitäten anrückenden „Berliner Tonkünstler-Vereins“ am Freitag stellte der Kritik heikle Aufgaben. Es handelte sich diesmal um specifisch ernste, gewichtige Musik. Ein sechsstimmiger gemischter Chor von Arthur Egidi (Manuskript) und eine Orgelsonate C-moll op. 21 von Richard Bartmuk waren wohl im allgemeinen nicht nur die bedeutendsten Leistungen des Abends, sondern auch die, welche sich verhältnismäßig am wenigsten in spielenden Zuthaten, im Entfalten von virtuosen Geschicklichkeiten ergingen. Erfreute jene Sonate vor allem durch prägnante Melodie und der erwählte Chor besonders durch prägnante Rhythmus, so zeigten ein paar andre Gesänge wieder, das noch immer den größten Teil unserer Gesangskompositionen niederstakende Unheil

der „Verfläberet“, wie wir uns ausdrücken möchten. Texte in gebundener Rede werden einfach so komponiert, wie sie ein unaufgeweckter Schuljunge herunterbeklamert, Versstücken nach Versstücken, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Abteilungen des Verses oder um solche des Sinnes, um Einschnitte in Versen und zwischen Versen und dergleichen mehr handelt. Bei der jetzt bevorstehenden Zeit der Liebertafelien wird man sich gerade dagegen mit viel Geduld rüsten müssen. —  
82.

### Kleines Aeuilleton.

— **Vermehrung der Pflanzen.** Um die Samenmenge einer Anzahl einheimischer Pflanzen und damit ihre Vermehrungsmöglichkeit zu bestimmen, wenn alle Samen zu fruchttragenden Pflanzen erwachsen, hat Léon VedeI den Samenertrag vieler einheimischer Pflanzen festgestellt. Er verfuhr dabei, nach dem „Promethens“, so, daß er die Früchte oder Fruchtstände (bei Kompositen und ähnlichen Pflanzen) zählte, dann den mittleren Sameninhalt der einzelnen Frucht oder des Fruchtstandes mit ihrer Zahl multiplizierte. Eine Pflanze des haarigen Weidenröschen trug z. B. 3292 Früchte und 124 Blüthen, die noch eben so viel Früchte ergeben haben würden, zusammen also 3416 Früchte, von denen eine Auswahl von 5 Früchten verschiedener Größe je 184, 208, 213, 228 und 230 Samen, im Mittel also 212,6 enthielt. Zusammen wurden also 726 241 Samen von dieser einzigen Pflanze erzeugt. Bei einem Exemplar der großen Klette wurden 366 Köpfe gezählt und zehn daraus gewählte Köpfe ergaben je 80, 85, 87, 87, 90, 96, 97, 100 und 107 Samen, d. h. 928 Samen zusammen, also 92,8 Samen im Einzelköpfe, was also für die 366 Fruchtstände im gesamt 33964 Samen beträgt. Man ersieht leicht, daß stark verzweigte Pflanzen, welche viel Einzelblüten oder Blütenstände treiben, die meisten Samen liefern, ein- oder wenigblütige Pflanzen weniger, obwohl einzelne der letzteren, wie z. B. die Nohrarten, durch große Samenzahl in jeder Frucht die geringe Zahl der Früchte ausgleichen. Bäume mit weitverbreiteter Krone, deren Früchte viel Samen erhalten, wie Weiden, Kiefern, Eichen, würden natürlich noch viel höhere Zahlen ergeben. —

### Sinnoristisches.

— **Verdächtig. Fremder:** „Kannst Du Deinen Vater nicht 'mal rufen?“

— **Schlächterföhnchen:** „Nein, der ist beim Wurstmachen — und da schließt er sich immer ein!“ —

— **Zeitbild.** „... Ich weiß allerdings noch nicht, ob Sie der rechte Mann für mich sind; wir können uns aber einsehen in mehrin doch schon heiraten!“ —

### Notizen.

— Der „Verein zur Förderung der Kunst“ veranstaltet am 26. April einen „Wilhelm Raabe-Abend; Adolf Bartels wird den einleitenden Vortrag halten. —

— In der Redaktion der „Franzzeitung“, ein Bühnenscherz von Elisabeth Meher-Förster, geht demnächst im Buntentheater, mit der Verfasserin und einigen andern Schriftstellerinnen als Darstellerinnen, in Scene. —

— In das Gesellschaftsregister des hiesigen Amtsgerichts ist die Firma „E. von Wolzogens Buntentheater (Ueberbrett) G. m. b. H. und dem Sitz in Berlin“ eingetragen worden. Das Stammkapital beträgt 75 000 M. Geschäftsführer sind Schriftsteller Ernst von Wolzogen in Berlin und Kaufmann Moriz Müsglat in Charlottenburg. —

— „Die Hoffnung auf Segen“, ein Sifferdrama des Holländers Hermann Heijermann, gelangt in der Bearbeitung von Karl Heine am 24. April im Karl Schultze-Theater zu Hamburg zur Uraufführung. —

— G. v. Verleypsch und A. Daumbergs Drama „Der Nachtwächter von Schlurn“ ist vom Deutschen Volkstheater in Wien zur Aufführung angenommen worden. —

— Das Ballet von der Kopenhagener Hofbühne giebt im Theater des Westens 15 Gastspiel-Vorstellungen. —

— In Dresden ist am Sonnabend die zweite internationale Kunstausstellung eröffnet worden. —

— Der Gelehrte Menke aus Hannover, welcher eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der Südpol-Inseln leitete, wurde nebst einem andern Mitgliede von Eingebornen der Diagueta-Inseln ermordet. —

— Eine totale Sonnenfinsternis, die in Südafrika, Indien, Polynesien, Australien und im Indischen Ocean sichtbar sein wird, findet am 18. Mai statt. Die Totalität dauert  $0\frac{1}{2}$  Minuten. —

— Einen Fall von bemerkenswertem Einfluß des elektrischen Lichts auf die Vegetation teilt die „Gartenflora“ nach der „Revue Horticole“ mit. In Genf bewahrten im vergangenen Winter die Plananen der öffentlichen Promenaden an mehreren Stellen der Stadt an den Zweigen, die durch die Strahlen der Bogenlampen beleuchtet waren, lange Zeit ihr Laub schön grün, während die andern Zweige daselbst längst abgeworfen hatten. Im Januar konnte man diese Blätter noch grün an den betreffenden Bäumen sehen, und erst der starke Frost brachte sie zum Abfall. —